

Predigt am Sonntag Reminiscere, 8. März 2020, Römer 5,1-5

1 Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus. 2 Durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die Gott geben wird. 3 Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, 4 Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, 5 Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Sie saßen in ihrem Obergemach in einer römischen Stadtwohnung, feierten Gottesdienst, mehr oder weniger heimlich. Um sie herum war alles ruhig. Sie wussten, wenn sie im Dunkeln nach Hause gehen würden, würden sie sicher ankommen. Es gab keine Straßenschlachten Keinen Bürgerkrieg. Keine Revolution. Es war alles friedlich. Weil sich keiner traute. Diesen Frieden nannte man den „Römischen Frieden“.

Im ganzen Römischen Reich konnten sich die Untertanen sicher fühlen. Man konnte sich einigermaßen frei bewegen. Es waren die idealen Bedingungen, damit eine so junge Religion wie die Jesusbewegung ihre Botschaft weitertragen konnte, von der Provinz Palästina bis nach Gallien.

Nur eins konnten sie sich nicht aussuchen: Ob sie überhaupt Untertanen dieses Reiches sein wollten.

Das hatte Rom für sie entschieden. Mit Gewalt. Seine Legionen hatten den Mittelmeerraum mit Krieg überzogen, alle abgeschlachtet, die sich ihnen in den Weg stellten, die anderen unterdrückt, ihnen neue Regierungen gegeben, neue Steuern, und genau erlaubt, welche Religionen man wie pflegen durfte.

Und solange sich alle an diese Regeln hielten, ließ man sie in Frieden.

Das ist der Römische Friede. Ein Friede, der vieles ist, aber nicht gerecht. Er wurde den Menschen in diesem riesigen Reich nicht gerecht. Und er wollte es auch nicht.

Kein Wunder, wenn es in Römischen Reich in den Außenbezirken immer wieder Aufstände gab. Irgendwann kamen sie näher. Und auch im Zentrum der Macht ging der Machtwechsel von einem Kaiser zum andern nicht immer friedlich.

Wenn es nicht gerecht zugeht, dann ist auch kein Friede möglich. Denn ein ungerechter Friede ist keiner.

Wir haben vorgestern beim Weltgebetstag von Simbabwe gehört. Bis 1980 Untertanen der Britischen Krone. Kolonie von Großbritannien. Dann unabhängig. Aber unter dem neuen Herrscher Robert Mugabe kein bisschen gerechter geworden. Und darum bis heute ein Unruheherd.

Aus Sicht derer, die herrschen wollen, Römer, Briten oder Mugabe, ist die Sache einfach: Wer sich dagegen auflehnt, gefährdet den Frieden. Und das denken sie auch wirklich. Aber es ist ein Friede, von dem nur eine Seite was hat. Und das ist kein Friede.

Gerade diese Woche las ich die Frage: „Wollen die Taliban wirklich Frieden?“ Klar wollen sie den, aber zu ihren Bedingungen. Sie wollen Macht und Ruhe im Karton. Und das dann Frieden nennen.

Aber wir müssen gar nicht bis Afghanistan gucken. Zum 100. Mal wird heute an einem 8. März der Weltfrauentag begangen. Vorher gab es ihn schon ein paar Jahre auf anderen Tagen. Ich vermute, einige Menschen - Männer und Frauen – dachten damals: Was war es doch schön friedlich, als die Frauen noch nicht so viele gleiche Rechte gefordert haben. Als sie einfach taten, was die Männer wollten? Das hat sich doch jahrtausendlang bewährt.

Jetzt gingen sie auf die Straße und forderten Wahlrecht. Und später wollten sie sogar ihren Beruf ausüben, ohne dass ein Mann zustimmen musste. Und als sie auf dem Papier alle Rechte hatten, verlangten sie auch noch, dass die umgesetzt werden.

Diesen Kampf um gleiche Rechte haben viele Frauen und Männer als genau das empfunden: Als einen Kampf. Und damit als eine Störung ihres Friedens.

So fühlen sich heute Menschen in ihrem Frieden gestört, ja bedroht, durch Geflüchtete, die nach Europa wollen. Durch Treckerdemos der Landwirtschaft. Oder durch die Fridays-For-Future.

Aber es war eben nur ihr Frieden. Und nicht der von allen. Und darum war es keiner.

Echter Friede ist immer gerecht. Und gerecht heißt: Er wird den Menschen gerecht. Er wird dem gerecht, wie die Menschen sind und was sie brauchen.

Das kann heißen, da, wo Menschen unterschiedlich sind, brauchen sie auch unterschiedliches und werden darum unterschiedlich behandelt. Aber eben nur darin. Und das ist sehr wenig. In den allermeisten Punkten sind alle Menschen gleich. Frauen oder Männer, egal, wo sie herkommen, was sie glauben, wen sie lieben, wie sie aussehen, haben dieselben Sehnsüchte und Bedürfnisse, und gerecht ist nur, was dem gerecht wird.

Nur ein Friede, der alle beteiligt, und der allen Beteiligten gerecht wird, ist ein Friede, der den Namen verdient hat.

Das wissen sie genau in ihrem Obergemach in der römischen Stadtwohnung, die Christen unter der Beobachtung des römischen Staats, als sie die Worte des Briefes lesen, in dem es heißt:

Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.

Und sie wissen: auch zwischen Gott und Mensch kann es nur Frieden geben, wenn sie einander gerecht werden. Aber anders als unter Menschen gibt es zwischen Gott und Mensch einen großen Unterschied: Wir sind nicht Gott. Eigentlich ist das eine gute Nachricht. Wir sind es nicht, die den Überblick behalten müssen. Wir sind es nicht, die die Last der ganzen Welt tragen müssen. Wir sind es nicht, die die Welt retten und erhalten.

Es gibt einen, der das tut, der es auch für uns tut. Wir sind als sein Ebenbild geschaffen, als Gegenüber zu ihm. Dazu bestimmt, mit ihm in Beziehung zu leben. Wenn wir ihm das glauben könnten, würden wir ihm gerecht werden, uns selbst und auch einander.

Wie würde ein Leben aussehen, in dem du hundertprozentig drauf vertrauen könntest: Da ist ein allmächtiger Gott, der für mich nur das Allerbeste will? Wie wichtig wäre es dann noch, um jeden Preis an seiner Macht festzuhalten? Wie wichtig wäre es, sie nicht abgeben oder teilen zu wollen? Wie wichtig wäre es, für sich selber ein besseres Leben oder mehr Rechte zu wollen als für andere? Wie wichtig wäre es, aus der Erde alles rauszuholen, was irgendwie geht?

Und wie sieht unser Leben stattdessen aus?

Jede Unterdrückung, jede Rabattjagd, jedes vorenthaltene Wahlrecht, jede geschlossene Grenze, jeder Krieg, jeder Konkurrenzkampf, jeder Hamsterkauf, durch den andere zu wenig haben, ist ein Zeichen dafür, dass wir es Gott einfach nicht glauben, was er sagt: Ich meine es gut mit euch, habt keine Angst.

Wir haben die Grenze dicht gemacht für den Gott, der uns das Leben schenken will, das den Namen verdient hat. Und darum haben wir die Grenze dicht gemacht für uns selbst, um mit diesem Gott in Frieden zusammenzuleben. Wir behalten selbst die Macht und haben Ruhe im Karton. Aber es ist kein Friede.

Einer unserer Konfis meinte vor kurzem, er hat muslimische Schulkollegen, und er findet, die würden das mit dem Glauben doch ein bisschen zu ernst nehmen. Aber wer eine Ahnung davon bekommt, was es heißt, dass Gott Gott ist und wir nicht – so jemand merkt, wir können das eigentlich nie auch nur annähernd ernst genug nehmen. Auch als Christ merkt man das.

Und wir werden auch durch Anstrengungen und fromme Leistungen nicht zu Menschen, die unserem Gott gerecht werden. Denn was auch immer wir tun, wir behalten dabei die Kontrolle, und die sollte doch Gott haben. Auch das wäre kein Friede mit Gott, sondern ein religiöses Wettrüsten, ob wir es wohl schaffen, genauso heilig zu werden wie er.

Die Christen in Rom in ihrem Obergemach stehen davor genauso wie Paulus, der ihnen den Brief schrieb, genauso wie Martin Luther lange später, genauso wie alle Christenmenschen bis heute, die sich ernsthaft darauf eingelassen haben. Sie wissen: Nichts, was wir tun, kann dafür sorgen, dass wir mit Gott in dem Frieden leben, den er für uns will.

Diesen Frieden gibt es nur, weil Gott etwas getan hat. Er ist in Jesus auf die andere Seite der Grenze gekommen. Hat ein Leben vorgelebt, das ihm vollständig vertraut. Hat uns damit noch viel mehr gezeigt, dass wir so ein Leben nicht leben könnten. Und er hat mit uns getauscht. Ist ans Kreuz gegangen in den Tod, der die Folge unseres Lebens ohne Gott ist. Und schenkt uns alles, was sein ist: Sein Leben, seine Heiligkeit, seine Gerechtigkeit.

Manche kämpfen immer noch dagegen an. Wollen lieber in den stabilen begrenzten Verhältnissen bleiben, in denen sie die Kontrolle haben.

Bei anderen hat Gott es bewirkt, dass sie sich darauf einlassen, dass sie ihm neu vertrauen, ihm glauben, was er in Jesus uns geschenkt hat.

„Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.“

Darauf vertrauen sie, in ihrem Gottesdienst im Obergemach der römischen Stadtwohnung. In den Kirchen der Armenviertel Simbabwes. In den Untergemeinden im Iran und in den großen reichen Kirchen des Westens. Sie wissen, auch Unterdrückung und Verfolgung durch die Mächtigen kann ihnen diesen größten Schatz nicht nehmen. Damit schaden die scheinbar Mächtigen nur sich selbst, weil sie weiter die Grenzen zu Gott geschlossen halten. Die, die längst Frieden mit Gott haben, machen solche Erfahrungen nur noch mehr stolz, zu diesem Jesus Christus zu gehören.

Das fällt uns Christen hier manchmal schwer. Wir pflegen viel zu gern einen Römischen Frieden mit Gott. Lassen ihn einen guten Mann sein, schicken einmal die Woche oder auch mehrmals am Tag ein paar Gebete zu ihm, aber wollen sonst in Frieden gelassen werden und lieber weiter Rabattjagden, Hamsterkäufe und Grenzschießungen leben.

Die Zeit vor Ostern, in der wir jetzt sind, will uns neu ins Gedächtnis rufen, wieviel es Gott gekostet hat, dass wir mit ihm Frieden haben können. Er liebt uns mehr als sein eigenes Leben. Wie viel mehr Frieden hätten wir jetzt schon, wenn wir das auch leben würden, was wir glauben. Amen